Der behinderte Mensch als Thema der Theologie (1983)

Von Ulrich Bach

Sie werden wie ich empfinden: Das Thema klingt recht trocken: Der behinderte Mensch als Thema der Theologie Zudem klingt es, als seien die anderen *nicht Thema* wenigstens heute nicht: die Nichtbehinderten, die Mitarbeiter, die Diakonie-Strategen größeren oder kleineren Formats., Theologisches Nachdenken über den behinderten Menschen kann aber immer nur so geschehen, daß er sofort dazugehört zu den Nichtbehinderten bzw. daß die Nichtbehinderten sofort mit ihm zusammengehören. – Daher möchte ich das Thema etwas ausführlicher formulieren. Ich tue das, indem ich einen Satz aufgreife aus dem Aufsatz von Eberhard Winkler »Diakonie und Menschenbild« (in: Die Zeichen der Zeit, 12/1982, 304): »Nehmen wir ›die Rechtfertigungsbotschaft‹ wirklich ernst, dann ist Schluß mit der herablassenden Haltung der Helfer gegenüber den Hilfsbedürftigen.« Natürlich möchte ich nachher von Ihnen nicht bescheinig! bekommen, ich hätte mein Thema verfehlt Darum möchte ich so sagen. Das Thema soll bleiben: »Der behinderte Mensch als Thema der Theologie« Der Satz von Eberhard Winkler aber soll so etwas sein wie ein roter Faden, der sich durch mein Referat ziehen wird. Und einen solchen roten Faden brauche ich um so mehr, als ich vorhabe, Ihnen drei einigermaßen unabhängig voneinander stehende Gedankengänge vorzutragen.

In einem *ersten* Teil möchte ich entwickeln, wie mir unser Thema im Laufe der letzten zwanzig Jahre immer wichtiger geworden ist. Daß ich in diesem Teil also *auch* autobiographisch referiere, bietet sich gewiß schon deshalb an, weil ich Ihnen zum großen Teil nicht bekannt bin. Dieser Teil übernimmt daher gleichzeitig die Aufgabe, mich Ihnen vorzustellen.

Sodann möchte ich – gewissermaßen meditierend – aufzeigen, daß »der behinderte Mensch als Thema der Theologie« nicht etwa als ein rein akademisches Thema gemeint sein darf. Sondern in jedem Gottesdienst sind wir gefragt: Setzt ihr Mitarbeiter euch theologisch vom Behinderten ab, oder ist euch klar (so klar, daß es auch dem Behinderten klarwerden kann): Ihr gehört zusammen; keiner von uns ist Gort näher als der andere? – Wie sagte doch Eberhard Winkler: »Nehmen wir ›die Rechtfertigungsbotschaft‹ wirklich ernst, dann ist Schluß mit der herablassenden Haltung der Helfer gegenüber den Hilfsbedürftigen.«

Der *dritte Teil* schließlich rückt das Gesagte auf eine mehr systematische Ebene, indem ich gegen eine gespaltene Anthropologie polemisiere und zur Forderung nach einer einheitlichen Anthropologie komme.

Zunächst also der mehr autobiographische Bericht, den ich untergliedern möchte in die folgenden fünf Abschnitte: Ausgangspunkte Fragezeichen, neue Impulse, Thesen und kritische Anfragen.

I

1. Ausgangspunkte

Als ich vor zwei Jahrzehnten als Mitarbeiter in die Orthopädischen Anstalten Volmarstein kam, lernte ich die übliche Sicht von Diakonie kennen, die man kennzeichnen kann mit den beiden Sätzen: »Diakonie ist Sozialarbeit in kirchlicher Trägerschah«, und: »Diakonie ist Sozialarbeit, die von christlich motivierten Menschen ausgerichtet wird«. Als Theologe war ich von Anfang na stärker an dem zweiten als an dem ersten Satz interessiert. Immer klarer erkannte ich. daß die weltanschauliche Grundlage unserer Diakonie sich also zusammensetzt a)

aus dem was an Grundsätzen in unserer Gesellschaft gültig ist, und b) zusätzlich aus dem, was Jesus Matthäus 25 über die geringsten Brüder, was er Lukas 10 vom barmherzigen Samariter, was er an manchen Stellen über die Nächstenliebe sagt

So ergibt sich, etwas salopp formuliert, folgendes: Alle reden davon, daß der Mensch normalerweise gesund, stark, arbeitsfähig ist; wir Christen auch. Alle reden davon, daß ein Mensch der nicht normal ist, normalisiert werden muß; wir Christen auch. Alle reden davon, daß dieser Mensch möglichst gesund, möglichst stark, möglichst arbeitsfähig gemacht werden soll; wir Christen auch Niemand allerdings kann deutlich sagen, warum er das alles tut; »seid nett zueinander«, und- »wir wollen besser sein als Hitler, Euthanasie kommt für uns nicht in Frage« – diese beiden Sätze sind reichlich nebulöse Antworten; und hier können wir Christen – das ist unser Proprium – deutlicher reden: Wir verweisen auf die genannten Anweisungen Jesu.

Für einige Zeit schien mir diese Grundlegung der diakonischen Behinderten-Hilfe auszureichen Aber nicht lange.

2. Fragezeichen

Dann nämlich gab ich z.B. Katechumenen-Unterricht, sprach mit behinderten und nichtbehinderten Kindern über Gott den Schöpfer. Wir lasen bei Luther: »Ich glaube, daß mich Gott geschaffen hat.« Soll das nur der nichtbehinderte Katechumen lernen oder auch der behinderte? Oder müßte der sagen: »Gott wollte mich auch unversehrt schaffen, aber da kam ihm etwas dazwischen. Also bin ich so eine Art göttlicher Betriebsunfall«? *Wenn* ich ihn anleite, so zu reden, mache ich ihn aber schon vom Bekenntnis unserer Kirche her zum Außenseiter, zu einem, der anders ist; das wäre (ich nenne hier schon einmal einen wichtigen Begriff aus dem dritten Teil) »Segregation vom Credo her«, und die darf unter keinen Umständen in Betracht kommen. Integration müßte es also auch in dieser Hinsicht geben, auf der Ebene unseres Bekenntnisses: Auch der behinderte Mensch ist ein so von Gott gewolltes Geschöpf. Steht es so nicht in unseren Bibeln (2. Mose 4,10-12: Gott schuf den Sehenden und den Blinden, den Redenden und den Stummen)?

Oder ich predigte über Wundertexte: Jesus läßt Gelähmte springen, nein, er ließ sie springen, damals Und heute? Bei einer direkten Übertragung dieser Texte auf uns kamen wir entweder dazu, sagen zu müssen: Jesus hat bei Behinderten heutzutage offensichtlich versagt. Oder wir müssen jeden kleinen therapeutischen Fortschritt als ein Teil-Wunder (oder als Wunder-Teil) interpretieren.

Oder ich unterrichte angehende Diakone des Martineums in Dogmatik. Wie soll da von »Kirche« die Rede sein? Die Kirche geht mit Missions- und Diakonieauftrag in die Welt. So sagen wir. Aber droht damit nicht die Gefahr die Kirche zu zerteilen? Auf der einen Seite die Leute, die den Missions- und Diakonie-Auftrag *ausrichten*, auf der anderen Seite diejenigen, die das alles *nötig haben*, hier die Starken, dort die Schwachen; hier das Oben, dort das Unten. Oder sollte es ganz anders sein?

Wenn doch *die* Kirche Trägerin des Missions- und Diakonieauftrags ist, dann muß mindestens in der evangelischen Kirche, die vom Priestertum aller Gläubigen redet, klar sein: Auch der Schwerstbehinderte (als Beispiel nur) hat einen Missions- und Diakonie-Auftrag den Nichtbehinderten gegenüber, den Mitarbeitern, der Anstaltsleiiung gegenüber.

Sie sehen, da brechen gewichtige Fragen auf Fragen nach Gott, Christus, Weit, Anthropologie, Kirchenverständnis u.a. Diese Fragen konnte ich zunächst nicht beantworten; deutlich

wurde mir aber rasch: Wenn unsere Behinderten-Arbeit (oder allgemein: unsere Diakonie) geistig und geistlich nicht lebensgefährlichen Unterernährung erkranken soll (oder muß ich sagen: erkrankt bleiben soll?), dann müssen wir wenigstens den Versuch machen, diese Fragen nicht zu verdrängen, sondern sie offen miteinander zu diskutieren.

3. Neue Impulse

Es muss um das Jahr 1965 gewesen sein, als drei Impulse etwa gleichzeitig mein Denken enorm anregten:

Zur Vorbereitung eines Jugendgottesdienstes in Volmarstein veranstalteten junge Leute eine Umfrage, was Jesus im Leben des einzelnen bedeute. Ein älterer, sehr schwer behinderter Bewohner unserer Einrichtung, der sich bis kurz vor seinem Tod jeden Sonntag auf seiner Liege (er konnte Jahrzehnte nicht sitzen) zur Kirche schieben ließ, antwortete: »Christus – das ist die entscheidende Frage in meinem Leben.« Der Diakonenschüler, der das erzählte, sprach wie von einem verehrten Lehrer. Was heißt hier oben und unten? Der, dem ständig geholfen werden musste (beim Essen, beim Zubettgehen usw.), war plötzlich der Helfende, der Gebende, der Bereichernde, der Anregende und Weiterbringende.

Immer mehr faszinierte mich das paulinische Stichwort »Leib Christi«. Wie der Leib nur darin funktionieren kann, dass er unterschiedliche Glieder hat (keines ist mehr oder weniger wichtig, allenfalls mehr oder weniger *angesehen*), so auch die Gemeinde (1. Korinther 12).

Alle sind je an ihrem Platz so wichtig wie der andere an seinem. Konkret: Der Schwerstbehinderte ist genauso wichtig wie der Anstaltsleiter – mir schien da eine Art kopernikanische Wende für unser diakonisches Denken vorzuliegen.

Dann stieß ich auf den Buchtitel von Paul Philippi: »Christozentrische Diakonie«. Gelesen habe ich das Buch erst viel später. Zunächst genügte mir die aufregende These des Titels. Wenn dieser Titel kein Geschwätz ist, besagt er: Eine Diakonie, die sich von Christus her gestaltet, ist qualitativ etwas anderes als eine Sozialarbeit, die geistig bei Goethe, den alten Griechen oder sonstwo vor Anker geht. Dann aber müssen die beiden Sätze, die ich eben formulierte, mindestens mit einem deutlichen Fragezeichen versehen werden: »Diakonie ist Sozialarbeit in kirchlicher Trägerschaft«, und: »Diakonie ist Sozialarbeit, die von christlich motivierten Menschen ausgerichtet wird.« Nein, sie ist qualitativ etwas anderes als übrige soziale Tätigkeit.

4. Thesen

Ich möchte in aller Kürze drei Thesen formulieren, die wenigstens die Blickrichtung meines weiteren Nachdenkens andeuten sollen.

a) *Gott* ist nicht der verstehbare, der unsere Wünsche erfüllende Schonwetter-Gott, sondern er ist der dunkle, der jähe Wüsten-Gott, dessen Liebeswerk – laut Bibel – darin gipfelt, dass Jesus von Nazareth schreiend am Kreuz stirbt. Wer das »begreiflich« nennt, für den gibt es wohl nichts Unbegreifliches.

b) Jeder *Mensch*, auch der Schwerstbehinderte, ist ein so von Gott geschaffenes Geschöpf; das gilt auch dann, wenn sich über das Zustandekommen der Behinderung einiges sagen lässt (Versäumnis, Verschulden usw.). Andererseits hat jeder Mensch, auch der scheinbar völlig Gesunde, Grenzen, Schwächen, Ängste. »Das Defizitäre gehört für mich in die Definition des Humanum.« Es geht also nicht an, das Wesen des Menschen zu definieren und dabei nur von

Stärke, Gesundheit, Selbständigkeit usw. zu reden, um nachträglich den Versuch zu machen, anthropologisch auch etwas über die Größen »Schwäche«, »Krankheit« (bzw. »Behinderung«) und »Hilfsbedürftigkeit« zu sagen. Jeder von uns war in den ersten Lebensmonaten schwach und hilfebedürftig, musste gefüttert und gewindelt werden, konnte weder bis drei zählen noch einen Beruf ausüben (lauter Kennzeichen des sog. Schwerstbehinderten). Und waren wir damals etwa keine Menschen? Es bleibt also dabei: Das Defizitäre gehört mit in die Definition des Humanum. Oder, um es mit dem herrlichen Satz von Franz Rosenzweig zu sagen, den ich als Titel für meine Aufsatzsammlung wählte: »Boden unter den Füßen hat keiner.« Bei Franz Rosenzweig heißt es wenige Zeilen später: »Es gibt kein Stehen, nur ein Getragenwerden« (s. in: U. Bach, Boden unter den Füßen hat keiner. Plädoyer für eine solidarische Diakonie, 1980, 219).

c) Die *Gemeinschaft*, in der wir leben (Familie, Anstalt, Gemeinde, Gesellschaft) darf nicht gekennzeichnet sein durch das Gegenüber eines starken »Oben«, das sich hilfreich einsetzt für das schwache »Unten« (dann wären die einen immer nur Subjekt, die anderen immer nur Objekt), sondern durch das offene *Mit*einander aller: Jeder braucht Hilfe, jeder kann in irgendeiner Weise mittun. Kirche hat sich zu verstehen als Patientenkollektiv.

Integration kann dann immer nur eine wechselseitige sein. Nicht: Der Behinderte muss in eine Gesellschaft integriert werden, die normalerweise aus lauter Nichtbehinderten besteht. Nein: Wir alle integrieren uns aufeinander zu, d.h. in eine Gesellschaft, die normalerweise aus Nichtbehinderten und Behinderten besteht.

5. Kritische Anfragen

An sehr unterschiedlichen Stellen bemühe ich mich, diese Gedanken positiv-kritisch einzubringen.

a) Anfrage an die Gesellschaft: Baut sie nicht in weltanschaulicher Hinsicht dauernd Stufen? Das heimlich (un-heimliche) Dogma »Hast du was, bist du was; kannst du was, bist du was; weißt du was, bist du was« ist für alle eine unüberwindliche »Stufe«, die weniger haben, weniger können, weniger wissen. So wie es in der sozialen Rehabilitation u.a. darum geht, Bordsteinkanten abzuflachen, müsste es eine »weltanschauliche Rehabilitation« geben, in der wir uns bemühen, die Hindernisse zu beseitigen oder zu verringern, die in unseren Denk- und Rede-Gewohnheiten bestehen und die es behinderten Menschen oft erschweren, geistig, weltanschaulich am Leben unserer Gesellschaft teilzuhaben.

b) Anfrage an unser übliches Reden von Rehabilitation: Oft meinen wir mit »Rehabilitation« Fit-Machen für den Arbeitsprozess. Ist das nicht einerseits inhuman (denn jeder, der so schwer behindert ist, dass er nicht arbeiten kann, ist jetzt erst recht – durch unser Rehabilitationskonzept! – ausgegliedert) und andererseits töricht (denn es könnte doch sein, dass der Behinderte gerade in seinem Auf-Hilfe-Angewiesensein ein typischer Mensch ist; und dass dieser Aspekt des Humanum in Vergessenheit zu geraten droht, wenn wir die Behinderten ständig nur denen angleichen wollen, die scheinbar keiner Hilfe bedürftig sind)?

c) Anfrage an die Kirche: Ist sie nicht alles andere eher als ein Patientenkollektiv? Predigt sie nicht den Gott der stabilen Verhältnisse, ist nicht auch in ihr der Schwächere die Randfigur, für die man sammelt, die man versorgt, von der man aber nichts Positives für sich selber erwartet? Müsste sich die Kirche nicht selbstkritisch wieder stärker auf die Rechtfertigung durch Christus besinnen, um von hier aus diakonisch glaubwürdiger zu werden? Denn wer diese Botschaft wirklich begriffen hat, für den (so sagte Eberhard Winkler) »ist Schluß mit der herablassenden Haltung der Helfer gegenüber den Hilfsbedürftigen«.

d) Anfrage an die Theologie: Müsste Theologie nicht stärker betonen, dass Diakonie schon eine Dimension des göttlichen Heilswerkes ist (Gott schafft in seiner Freiheit den Menschen zu seinem Partner; Jesus wird mit uns Menschen bedingungslos solidarisch, ohne andererseits zu stolz zu sein, Hilfe auch zu erbitten; unsere Hoffnung heißt: Dann werden wir bei dem Herrn sein allezeit, 1. Thessalonicher 4)?
Wenn aber Diakonie eine Dimension des Heilswerkes ist, dann müsste, da dieses Heilswerk Ausgangs- und Mittelpunkt aller Theologie ist, Diakonie auch Dimension der Theologie in allen Disziplinen sein. Ist es daher nicht sozusagen skandalös, dass heute Diakonie nur vorkommt (und damit u.U. verkommt) als Unterabteilung in der Disziplin »Praktische Theologie«? Kurz: Müsste Theologie nicht viel mehr Diakonie treiben?

e) Anfrage an die Diakonie: Müsste Diakonie nicht viel mehr Theologie treiben? Müsste Diakonie, da sie doch herkommt von der Tatsache, dass Christus sich den »diakonos« (Diener) nannte und dass er seine Gemeinde zum »diakonein« (Dienen) aufrief, müsste sie nicht die weltanschaulichen Grundlagen ihres Tuns ausschließlich vom Neuen Testament her beziehen? Jedenfalls steht zu befürchten, dass eine Diakonie, die sich auf die beiden Stichwörter »kirchliche Trägerschaft« und »christliche Motivation« beschränkt, in theologischer Beschränktheit endet.
Enden soll damit jedenfalls mein erster Hauptteil, an den sich ja ein stärker meditativ ausgerichteter Abschnitt anschließen sollte. Als Überschrift möchte ich die drei Begriffe darüber setzen: »geschädigte Schöpfung«, »Gottesdienst« und »Diakonie«.

II

1. Vor einigen Jahren wurde an die Pfarrer einer westdeutschen Landeskirche ein Dia-Positiv verschickt. Es zeigte ein Mädchen von etwa dreizehn Jahren. Dieses Bild trug die Beschriftung: »Geschädigte Schöpfung«. Warum das? Der Grund liegt eindeutig in folgendem: Das abgebildete Mädchen hatte keine Arme, es hatte an jeder Schulter ein paar Finger. *Geschädigte* Schöpfung. – In einem Aufsatz von Jürgen Seim in der Zeitschrift »Evangelische Theologie« (1981, 338ff.) mit dem Titel »Behindertsein als Menschsein« (der Untertitel lautet: »Ein Beitrag zum ›Jahr der Behinderten‹«) ist ebenfalls von Beschädigungen der Schöpfung Gottes die Rede, womit eindeutig Behinderungen gemeint sind (350, mehrfach). Nun ist eine schwere Behinderung gewiß »nicht von Pappe«, im Gegenteil: Sie ist für viele behinderte Menschen eine kaum noch zu tragende Last. Um so wichtiger wird die Frage, wie die Umwelt die Behinderung sieht, einschätzt, verrechnet. Es gibt erwachsene Behinderte, für die es zeitlebens eine zusätzliche Belastung darstellt, dass für die Eltern und weiteren Angehörigen die Behinderung des Kindes die schlechthin absolute Katastrophe war. Keiner von uns will als personifizierte Katastrophe leben müssen. Geschieht nicht ähnliches, wenn wir als Mitchristen die Behinderung als Beschädigung der Schöpfung verrechnen? »Meine« Behinderung ist dann nicht nur lästig für mich; es ist auch nicht nur störend, dass meine Mitmenschen zuweilen blöd gucken und ihre Bemerkungen machen. Sondern zusätzlich wird mir gesagt: Das ist auch gar nicht im Sinne Gottes, dass du ohne Arme lebst oder dass du im Rollstuhl sitzt oder dass du blind bist. »Schöpfung« ist etwas anderes. Was ich bei dir da sehe, ist eben »geschädigte Schöpfung«. Keiner von uns will als personifizierte Beschädigung der göttlichen Schöpfung leben müssen.

2. Plötzlich denke ich an unsere Gottesdienste. Sonntag für Sonntag beten und bekennen wir so oder ähnlich: Lasset uns gedenken unserer Unwürdigkeit, dass wir gesündigt haben, dass wir uns von Gottes ursprünglichen Plänen entfernt haben. Und zwar haben wir das getan mit Gedanken, Worten und Werken. Umfassend gilt von uns allen: Wir sind geschädigte Schöpfung. Keiner von uns ist so, wie Gott ihn eigentlich will. Keiner von uns ist besser als der Apostel, der von sich sagt, er sei eine Fehlgeburt, eigentlich nicht lebensfähig (1 Korinther

15,8). Auch können wir uns aus eigener Kraft nicht erlösen, nicht an einen Ort bringen, an dem wir gesicherten Boden unter den Füßen haben. Wir brauchen eine »Zuflucht« (oft wissen wir wohl gar nicht, was wir Sonntag für Sonntag sagen): Wenn ich überleben will, wenn ich sinnvoll leben will, kann ich nur noch weglaufen, muss ich fliehen. Wohin? Zu der grundlosen Barmherzigkeit Gottes – so sagen wir. Das heißt doch: Dass ich gerettet werden kann, hat keinen »Grund« in dem, was ich bin, habe, tun könnte, vorzubringen weiß. Der »Grund, da ich mich gründe«, ist allein die Zuwendung Gottes in Jesus Christus. Auf diese Zuwendung sind wir alle in gleichem Maße angewiesen, nicht der eine mehr, der andere weniger. Wir alle sind personifizierte Beschädigungen der Schöpfung, wir alle sind total verkorkste Existenzen, die nur noch stammeln können: Gott, sei mir Sünder gnädig.

3. Aber ist nicht auch der vorhin behauptete Satz richtig: Keiner von uns will als personifizierte Beschädigung der göttlichen Schöpfung leben müssen? Und jetzt sagen wir: Jeder lebt so, keiner kommt da von sich aus heraus! Wie werden wir mit dieser Belastung fertig? Ist das nicht ein kaum erträgliches Wissen? Ertragen kann das wohl nur der, der den kennt, vor dem wir das bekennen. Leben kann mit diesem Wissen (dass wir nur von der *Gnade* leben können) nur der, der wissen und glauben kann: Von der Gnade können wir tatsächlich *leben*. Mehr als Gnade brauchen wir nicht. Meine Gnade ist genug für dich, sagt Jesus (2. Korinther 12,9). Als der Zöllner bekannt hatte: Gott, sei mir Sünder gnädig, da konnte er frei, »gerechtfertigt«, in sein Haus gehen (Lukas 18,14). Wo der Gottessohn einem »Sünder« begegnet, da ist das Ergebnis dieser Begegnung nicht die Vernichtung des Menschen, sondern das Bekenntnis: Heute ist diesem Hause Heil widerfahren (Lukas 19,9). – Das ist die Frage: Wollen wir von der Gnade leben? Oder verbietet uns das unser Stolz, in dem wir uns niemandem verdanken wollen: Ich will mein eigener Gott sein, über mir darf es niemanden mehr geben? Ich will mein eigener Herr sein: Ich habe um nichts zu bitten, ich bin auf niemanden angewiesen, ich habe für nichts zu danken. Aber dann kann ich natürlich auch nicht bekennen, dass ich vor Gott gesündigt habe mit Gedanken, Worten und Werken. Dann kann ich nicht bekennen, geschädigte Schöpfung zu sein. Noch einmal: Das kann nur bekennen, wer die »frohe Botschaft der leeren Hände« (Georges Casalis) gehört und begriffen hat: Ich kann nichts mitbringen, ich brauche nichts mitzubringen, Jesu Gnade reicht tatsächlich.

4. Aber es gibt noch einen anderen Weg, das Bekenntnis unserer Unwürdigkeit auszuhalten: Das ist die Drehung des Zeigefingers. Wir sagen nicht »ich«, sondern »der da«. Natürlich gibt es geschädigte Schöpfung, schau dir »den da« doch an. Je nach sozialem und historischem Ort sieht »der da« recht unterschiedlich aus: Mal sind es die Nicht-Pharisäer, mal sind es die Pharisäer; mal sind es die Jungen, mal die Alten. Das ist im einzelnen gar nicht so wichtig, Hauptsache, wir haben solche »die da«. Das tut uns gut, weil wir damit automatisch besser, nichtgeschädigte oder weniger geschädigte Schöpfung sind. Ich bin mindestens weniger als »der da« angewiesen auf die Zuflucht bei Gott. Und das alles heißt: Ich kann mich vor mir selber wieder sehen lassen. Der verächtliche oder mitleidige Blick auf »den da« erleichtert den Blick in den Spiegel. Das ist das Ritual des gedrehten Zeigefingers. Dieses Ritual zieht sich durch die Jahrtausende. So ganz richtig stimmt es sicher nicht mit meinem Glauben. Aber hast du »den da« mal reden hören? Eindeutig ein Ketzer! Wenn ich ihn als Ketzer bezeichne, ihn als Ketzer vor Gericht stelle und vielleicht auf den Scheiterhaufen, dann bin ich in meinem eigenen Glauben nicht nur gewisser als »der da«, sondern kurioserweise auch stabiler als vorher (als ich »den da« als Ketzer noch nicht entdeckt hatte). Dass vor Jahrhunderten die kirchlichen Würdenträger nicht ausnahmslos Tugendbolde waren, ist bekannt. Wie wurden sie damit fertig? Wenn »die da« als Hexe erkannt und verbrannt ist, dann ist unsere Moral als die bessere erwiesen. Ist es wirklich reine Bosheit, oder ist es sachlich berechtigt, wenn ich sage: Früher verbrannte man Hexen, und man fand sich selber gut; heute bezeichnet man Behinderte als »geschädigte Schöpfung« und glaubt, man sei selber mit dem Schöpfer konform. Dieses Ritual macht es unnötig, sich selbst als verkorkste Existenz zu sehen. Und umgekehrt: Wer

selber (im Glauben an die Gnade) den Mut hat, sich als verkorkste Existenz zu begreifen, der weiß, dass nichts an uns ohne Gnade auskommt (Luther sagte bekanntlich, dass die heiligsten Christen noch in jedem guten Werk Sünder sind). Nichts an uns ist so, dass ich sagen kann: Das ist wirklich so, wie Gott es will; das ist wirklich nicht-beschädigte Schöpfung. Somit ist es Kinderei geworden, bei »dem da« irgendein Faktum zu konstatieren (nicht vorhandener Arm, geringer IQ, Blindheit) und dieses Faktum (ausgerechnet dieses!) als Beschädigung der Schöpfung zu bezeichnen.

5. An dieser Stelle wird besonders deutlich, wie hilfreich jener Satz von Eberhard Winkler ist: »Nehmen wir die Rechtfertigungsbotschaft wirklich ernst, dann ist Schluß mit der herablassenden Haltung der Helfer gegenüber den Hilfsbedürftigen.« Auf diesem Wege könnte es wirkliche Gemeinschaft geben. Dazu ist es aber nötig, den Begriff »geschädigte Schöpfung« von den Einzelfaktoren wegzunehmen und ihn wieder umfassend zu gebrauchen. Unter diesem Begriff kann dann die Solidarität derer entstehen, die sich miteinander begreifen als personifizierte Beschädigungen der Schöpfung, die miteinander den Versuch machen, von der Gnade Jesu zu leben, die Gnade Jesu dem anderen weiterzureichen und die Gnade Jesu vom anderen her auch zu empfangen. – Vor Jahren schrieb Johannes Klevinghaus: »Vielleicht geschieht in (dem) miteinander und füreinander gebeteten: ›Herr, erbarme dich!‹ das wesentlichste Stück der Diakonie« (Heil und Heilung, Gedenkbuch für Johannes Klevinghaus, hg. v. E. Brinkmann, 1970, 62).

III

Ich komme zum dritten und letzten Hauptteil und setze noch einmal ganz neu ein mit dem Thema: »Der behinderte Mensch als Thema der Theologie«.

1. Vielfach ist der behinderte Mensch für die Theologie eigentlich kein Thema. Man entwickelt z.B. eine Anthropologie und denkt dabei an den sogenannten »Normalmenschen«. Natürlich kommt der behinderte Mensch auch in dieser Theologie vor, und zwar in der Ekklesiologie. *Thema* ist nun aber nicht er, sondern die Kirche: die Kirche und ihr Auftrag, die Kirche und ihre verschiedenen Charismen, die Kirche und ihre Diakonie, die Kirche und ihre Weltverantwortung u.a.m. Der behinderte Mensch kommt in solcher Thematik immer erst hinter dem »und« vor; d.h. er kommt vor als der Schwächere, der Betreute, als »der geringste Bruder« (nach Matthäus 25) oder als der unter die Räuber Gefallene (im Bilde von Lukas 10). Ihm wird also eindeutig eine Sonderrolle zugewiesen. Dass *anthropologische* Aussagen über den Behinderten gemacht werden, scheint hier nicht unbedingt nötig zu sein.

2. Dann taucht aber zuweilen doch die anthropologische Frage auf: Sage mir etwas über das Menschsein des Behinderten. Bestimmte Grenzaussagen, die offenbar in der Schwebe halten wollen, ob etwa ein geistig sehr schwer behinderter Mensch wirklich ein Mensch ist, möchte ich hier übergehen. Im allgemeinen wird sehr entschieden gesagt: Natürlich ist jeder Behinderte, auch der Schwerstbehinderte, ein Mensch. Die wichtige Zusatzfrage aber: Was heißt das eigentlich konkret? Ist der behinderte Mensch *genauso* Mensch wie der Nichtbehinderte? löst sonderbarerweise Zögern und Ratlosigkeit aus. »Durch Jesus genauso versöhnt«, das kommt uns einigermaßen rasch über die Lippen. Aber beim ersten und beim dritten Artikel unseres Bekenntnisses wird’s schwierig: »Von Gott so gewollt und so geschaffen?«, »Von Gott mit einem Auftrag an andere versehen?« – das kann man doch wohl nicht sagen? Kurzum: Der behinderte Mensch wird als Mensch anerkannt, konkret werden aber wichtige theologische Aussagen als für ihn nicht geltend (oder weniger geltend) hingestellt. Das heißt: Wir haben keine einheitliche Anthropologie, in der Behinderte und Nichtbehinderte in gleicher Weise ihren Platz haben. Wir haben nur eine gespaltene Anthropologie.

3. Diese gespaltene Anthropologie empfinde ich einerseits als Angriff auf behinderte Menschen. Warum darf ich Bekenntnis-Aussagen, die ich zwanzig Jahre lang lernte, auf mich zu beziehen, zum Teil nicht mehr auf mich beziehen, seitdem ich als Student an meinen Rollstuhl kam? Ist unser Glaubensbekenntnis wirklich richtig verstanden, wenn es uns nicht – trotz aller Unterschiede, die es natürlich gibt – zusammenbindet, sondern eine Gruppe an den Rand drängt, absondert, geistig gettoisiert, segregiert, als Randgruppe fixiert? Segregation vom Credo her – kann das im Sinne Jesu sein?
Die gespaltene Anthropologie verstand ich andererseits als Motivation, über den behinderten Menschen theologisch nachzudenken. Ich kam zu dem Ergebnis (eigentlich müssten jetzt die im ersten Teil genannten Thesen und Anfragen aufgegriffen und vertieft werden): Eine gespaltene Anthropologie ist theologisch in keiner Weise haltbar. Der behinderte Mensch kommt (wie im 2. Artikel) auch im 1. und im 3. Artikel unseres Bekenntnisses *genauso* vor wie der Nichtbehinderte. Menschen mit und ohne Behinderung: Beide jeweils so von Gott geschaffen; beide in der gefallenen Schöpfung lebend; beide (als »geschädigte Schöpfung«) auf die Heilstat Christi angewiesen, beide durch Christus mit Gott versöhnt; beide Glieder am Leibe Christi; beide defizitär und auf andere angewiesen; beide mit göttlichen Gaben begabt; beide auf die Erlösung wartend. – Wo ist da eigentlich *theologisch* der Unterschied?

4. Wenn die Dinge aber so stehen: Warum soll der behinderte Mensch theologisch überhaupt thematisiert werden, wo er ja gar kein Sonderthema ist? Die Antwort klingt fast kurios: Er muss theologisch thematisiert werden, damit er nicht in eine Sonderrolle abgedrängt wird. Oder noch paradoxer: Er muss gesondert thematisiert werden, damit er nicht zum Sonderthema wird. Denn es zeigte sich ja: Wo er nicht oder erst nachträglich thematisiert wird, landen wir unausgesprochen oder ausgesprochen bei einer gespaltenen Anthropologie.

5. Die Dinge sind ernster, als sie soeben klangen. Da könnte man meinen. Letztlich geht es offenbar um die Zu- und Anordnung verschiedener theologischer Fragen. Zur Verdeutlichung möchte ich das zuletzt Gesagte etwas bissiger wiederholen. Schwarze Theologen sagen uns, wir Europäer verkündigten einen »Gott der Weißen«, der im Gegensatz steht zum Gott der Bibel. Die Verkündigung des »Gottes der Weißen« führe zur theologischen Verbrämung des bestehenden Rassismus – wenn nicht sogar Rassismus, theologisch fundiert, neu entsteht. Johannes Degen zieht die Parallele zu unserer Thematik: Wir müssen erkennen, »dass es einen ›Gott der Menschen ohne Behinderung‹ gibt..., der angeblich immer wieder betont, dass die schöpfungsmäßig gemeinte Menschlichkeit sich in den Unversehrten zeigt« (Johannes Degen, Unsichtbare Schranken, Vortrag 1981; Manuskript, 3). Wenn Johannes Degen fordert, wir müssten an der »Demontage« dieses Gottes der Menschen ohne Behinderung arbeiten, möchte ich hinzufügen: denn sonst landen wir bei einem theologischen Sozial-Rassismus.

Ich bin davon überzeugt, dass die beiden folgenden Sätze inhaltlich miteinander übereinstimmen. Erstens: »Der behinderte Mensch muss in der Theologie gesondert thematisiert werden, damit er nicht zum Sonderthema wird.« Und zweitens: »Wir müssen an der Demontage des Gottes der Menschen ohne Behinderung arbeiten, da wir sonst theologischen Sozial-Rassismus betreiben.« Es gibt eben Dinge, die wir vorsichtshalber nicht nur klar, sondern auch schrill sagen sollten.

Wenn Gott in Christus zu uns allen in gleicher Weise »ja« sagt; wenn er uns einlädt, von seiner Gnade wirklich zu leben;
wenn wir diese Rechtfertigungsbotschaft tatsächlich annehmen,
dann ist Schluß mit aller Herablassung der Helfenden gegenüber den Hilfsbedürftigen,
dann ist Schluß mit aller gespaltenen Theologie,
dann ist Schluß mit jedem theologischen Sozial-Rassismus.

Ich habe den Eindruck, dass wir als Kirche auf diesem Felde noch eine Menge zu tun haben – packen wir's an!

Vortrag von Ulrich Bach, gehalten auf einer Jahresversammlung des Diakonischen Werkes der EKiR (1983); zuerst erschienen in: Deutsches Pfarrerblatt 2/1984, S. 61-65.

Quelle: Jürgen Moltmann, *Diakonie im Horizont des Reiches Gottes*, Neukirchen-Vluyn: Neukirchener, 1984, S. 92-105.